



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W e s t h.

Der Schutzverein. — Aufgabe der Opposition. — Dr. Hod's Polemik. — Ein hoher Jubilar. — Spiehhöhlen. — Unselige Entdeckung. — Die Kunstausstellung. — Mangel an Kunstsinne und an Bildungsmitteln. — Ein neuer patriotischer Plan.

Die jüngsten Vorgänge im hiesigen politischen Leben mögen als eine Bestätigung dessen dienen, was ich Ihnen vor einiger Zeit in Betreff des Standpunktes schrieb, von dem man die Sache des ungarischen Schutzvereins auffassen muß, will man eine richtige Ansicht von den oppositionellen Kräften erlangen, die auf allen Gebieten zum Durchbruch drängen. Da kommen denn die Fachmänner und geben sich die entsezlichste Mühe, um zu beweisen, daß der Plan der Opposition in dieser oder jener Spezialität nicht ganz vortrefflich sei und nicht praktisch genug und nicht theoretisch tadellos, als ob dies die Leiter der Opposition nicht selbst recht gut wüßten. Die Opposition kann nur das Dasein der Bedürfnisse bezeichnen, nicht aber sie befriedigen. Diese, die Befriedigung, liegt in dem Wirkungskreise der Regierung und muß von ihr nach bester Einsicht und allen Kräften bewerkstelligt werden. Diese Pflicht der Opposition zuwälzen ist eben so ungerecht als beleidigend für die Gouvernmentalgewalt, die ja dazu vorhanden ist, um die Gebrechen, welche von der Opposition signalisirt werden, vorausgesetzt, daß dieselben wirklich vorhanden und nicht etwa aus radicaler Unlust an dem gegenwärtigen Gesamtzustand der Gesellschaft nur vorgeschützt sind, zu heilen. Der Schutzverein hat jedenfalls den Nutzen gehabt, daß er eine Menge schlummernder Kräfte an's Tageslicht zog, die dem industriellen Fortschritt des Landes dienen werden und daß er der Regierung zeigte, welche Mängel der Verwaltung entstehen, so lange lediglich vom Standpunkt der österreichischen Finanzpolitik aus hauptsächlich die hochbesteuerten deutschen und

italienischen Provinzen Berücksichtigung finden. Wenn es daher gelingt, die Regierung selbst zur Aufnahme und Lösung der Zollfrage zu bewegen, wie es allen Anschein hat, so wird die Opposition damit zufrieden sein und gern auf die lobende Anerkennung ihrer Projekte von Seite der Nationalökonomien und Staatswirtschaftslehrer verzichten können, weil sie nicht etwa den Sieg dieser oder jener Lieblingsidee durchzusetzen beabsichtigt, sondern einzig dem Stillstand, dem Zusehen und Nichtsthun den Krieg erklärt, wo noch so viele wichtige, den gesammten Organismus des Nationalwesens umfassende Fragen zu erledigen, noch so zahlreiche Verworrenheiten zu ordnen und zu schlichten sind. Anregen will die Opposition, nicht schaffen; das sollten sich Die zu Herzen nehmen, die so behende sind, jede Bewegung der Fortschrittspartei zu verfolgen und zu bekritteln und Dr. Hock würde sich viel Pflichtzorn und scientistischen Aerger erspart haben, sobald er dieser Betrachtung Raum gegeben. Seine im Journal des „österreichischen Lloyd“ erschienenen heftigen Artikel erscheinen jetzt sehr zur Unzeit (?) in Buchgestalt, weil sie den sprechendsten Beleg liefern, wie eine Bewegung in sich gerechtfertigt dastehen kann und gleichwohl in den von ihr in Anwendung gebrachten Mitteln tadelsfähig ist. Diese Broschüre kommt post festum, da die Regierung den Gehalt der Sache, welcher der Schutzverein dient, bereits erkannt hat, indeß das Aeußerliche und Zufällige der Form, welche gerade das Produkt der oppositionellen Stellung war und mit dieser Stellung entbehrlich wurde, von jetzt an Nebensache geworden, über welche kein Zwist mehr sein darf.

Das mehrfach besprochene Jubelfest zur Feier des vor fünfzig erfolgten Antrittes der k. Statthalterwürde durch den verehrten Erzherzog Joseph hat am 22. September stattgefunden, doch bewegte sich dasselbe jetzt mehr in lokaler Begrenzung und soll erst im Mai des künftigen Jahres als allgemeines Volksfest im ganzen Lande begangen werden. Indessen hat schon die jetzige auf die Schwesterstädte an der Donau beschränkte Feier die Liebe gezeigt, deren der greise Palatinus in allen Kreisen der Bevölkerung genießt und mag darum als ein Vorgeschmack des Nationaljubels gelten, welcher im Mai des nächsten Jahres in Panonien erschallen wird. Am Morgen des genannten Tages wogte eine zahllose Menschenmenge durch die Straßen der beiden Städte, die sich zu dieser schönen Feier brüderlich vereinigt hatten, und die bewaffnete Bürgerschaft stand in Parade auf den Plätzen, über welche sich der stolze Zug der Edelsten des Landes im glänzenden Nationalcostüme, den Primas an der Spitze, nach der Kirche bewegte, in der ein feierliches Hochamt gesungen ward. Darauf versammelte sich die k. Statthalterei und die obersten Behörden der Stadt auf dem Landhause, wo der hohe Jubilar vom Grafen Keglawich begrüßt ward und der Donner der Kanonen den Einwohnern den Augen-

blick verkündigte, da ein verdienter Staatsmann nach einem fünfzig-jährigen segensreichen Walten den Dank einer freigesinnten, aber loyalen Nation empfing. Eine Tafel mit 94 Gedecken vereinigte die Elite der beiden Städte um den Erzherzog, aus dessen Augen die freudige Erregtheit dieser Stunde sichtbar herausleuchtete, und mit dem Anbruch der Nacht begann die im großartigsten Maaßstab angelegte Illumination, die sich nicht blos auf die beiden Donaustädte mit ihren 125,000 Bewohnern erstreckte, sondern auf ihre nächsten Umgebungen, auf den Strom und dessen Brücke ausgedehnt wurde. Es gewährte einen wahrhaft prachtvollen, feenartigen Anblick, die weite Landschaft mit den modernen Häusern und der uralten Festung im schimmernden Lichtschmuck zahlloser Lampen und Flammen zu überschauen, und besonders bot die blitzende Flut des mächtigen Ister ein majestätisches Schauspiel dar, dessen man sich seit dem Jahre 1815 bei der Anwesenheit der Allirten nicht entsinnen konnte. Die Pächter der Donaubrücke hatten Alles gethan, um die Großartigkeit des Ganzen noch zu erhöhen, und das Dampfschiff Sophie, welches gerade vor Anker lag, gewährte nicht minder ein herrliches Schaustück. Die Festung von Ofen schimmerte weit hinaus in's Land, und auf dem Gipfel des Blocksberges sprühte ein Tempel der Urania in allen Farben zum Entzücken des Volkes, das sich in dichten Massen durch die Gassen drängte und sich nicht satt sehen mochte an der feurigen Verklärung, die über die ganze Gegend ausgegossen schien.

Die Regierung hat eine lobenswerthe Maßregel ergriffen, indem sie die Spielhöllen in Bartfeld und Chervins schließen ließ, und es wäre nur zu wünschen, daß sich diese Maßregel zu der Autorität eines allgemeinen Gesetzes erhöhe, damit das Land endlich einmal von der moralischen Pest der Spieleidenschaft befreit würde, die besonders im Badeort Mehedin ihren Sitz aufgeschlagen hat, dort, wo sich vorzugsweise die Bojaren aus der Moldau und Wallachei einzufinden pflegen, um das von ihren in tiefster Knechtschaft seufzenden Unterthanen erpreßte Geld in wüsten Nächten zu vergeuden. Erst unlängst hat sich bei uns ein schauderhafter Fall ereignet, der, als ein Beitrag zu der Geschichte des Elends, das diese unselige Leidenschaft seit Menschengedenken über die Welt gebracht, allgemein bekannt zu werden verdient. Ein wohlhabender Gutsbesitzer war mit seinem ältesten Sohne, der selbst schon an der Landwirthschaft den thätigsten Antheil nahm, nach Pesth zum Markt gekommen, der eben abgehalten ward. Die Geschäfte waren abgemacht und der Gewinnst sehr beträchtlich; in den Mustagen, die die Verkäufer gewöhnlich zu ihrem Vergnügen hier zubringen und in welchen viel Geld aufgeht, läßt sich der Vater zum Spiel verleiten und, höchst wahrscheinlich Spielern von Profession in die Gaunerhände gefallen, hatte er in wenigen Tagen seine ganze bedeutende Baarschaft verloren. Aus Schaam wollte er sich nicht dem

Sohne entdecken, von dem er wußte, daß er eine gewisse Summe bei sich führe, und gleichwohl brannte er von dem leicht zu erklärenden Wunsche, mit Hülfe eines geringen Einsatzes seinen Verlust wieder zu gewinnen. Die Folge dieses innern Zwiespalts war, daß er sich Nachts heimlich in das Zimmer seines schlafenden Sohnes stahl und das benöthigte Geld aus dessen Brieftasche nehmen wollte. Der arme Mann war indeß zu ungeschickt in diesem Handwerk, das ihm jederzeit fremd gewesen, um nicht von dem aufgestörten Besizer im Dunkel ergriffen und festgehalten zu werden. Man denke sich nun die gräßliche Scene, als auf den Ruf des Bestohlenen Kellner und Stubenmädchen mit Lichtern herbeisürzen und der Sohn den Vater am Kragen hält! Es wartete hierbei noch ein günstiger Stern, da der Bedrohte wohl eben so gut dem unerkannten Dieb in der Finsterniß eine Kugel hätte in den Leib jagen können, denn eine geladene Pistole hatte der junge Mann in der That unter dem Kopfkissen verborgen.

Die letzte Kunstausstellung umfaßte eine Anzahl von 250 Bildern, wovon ungefähr 80 von einheimischen Künstlern kamen, die indessen nicht Alle im Lande selbst leben. Diese Zahl beweist einen starken Fortschritt im Gedeihen der vaterländischen Malerei, von welcher man nur wünschen muß, sie möchte eben so an Tiefe und Werth gewinnen, als sie an Technik und Pinselzahl zunimmt. Es hat der diesjährigen Ausstellung nicht wenig geschadet, daß der beste der ungarischen Maler, der in Italien weilende Landschaftler Marko diesmal nichts beigesteuert; er sandte seine Produkte lieber nach Wien und München, und im Grunde kann ihm dies Niemand verdenken. Seine Theilnahme an der hiesigen Ausstellung hat ihm leider bis jetzt weder Gewinn noch ein auf Verständniß basirtes Lob eingetragen. Das ungarische Publikum ist in ästhetischer Beziehung noch wenig gebildet. Auch besitzt unsere jugendliche Stadt zu wenig artistische Bildungsmittel, um den Sinn der Menge für feineren Kunstgenuß allmählig heranzubilden, denn die lange Leidenschule des türkischen Druckes und die blutigen Wirren des Bürgerkrieges waren leider nicht dazu geeignet, zahlreiche und auserlesene Kunstsammlungen zu pflegen, und der jetzige Nationalaufschwung ist noch von all zu neuem Datum, um in dieser Beziehung schon Großes vollbracht zu haben. In dieser Hinsicht wie noch in mancher andern sind wir auf die Zukunft angewiesen, obschon es sich nicht läugnen läßt, daß hierin Manches in schnellster Frist erzielt werden könnte, wenn die ersten Magnaten des Landes, zumal der Fürst Esterhazy, mit einem guten Beispiele vorangehen wollten. Mehre der reichsten Edelleute besitzen werthvolle Galerien, doch meistens befinden sich diese in ihren Palästen zu Wien oder auf entlegenen Schlössern, wo sie im Staube vermodern; wollten sich einige derselben dazu entschließen, ihren Viderschatz in die Hauptstadt Ungarns zu verlegen und dem öffentlichen Besuche zugänglich

machen, so wäre diesem Mangel alsbald abgeholfen und die guten Früchte dieser künstlerischen Bemühungen würden gewiß nicht ausbleiben. Die ungarische Akademie hat diesen Gegenstand schon längere Zeit in's Auge gefaßt und weiß den Vortheil solcher Kunstschätze für die ästhetische Erziehung des Volkes hinlänglich zu würdigen, was sie auch durch die Anerkennung bewies, die sie dem Geschenke des Erzbischofs Pyker widerfahren ließ. Dieser würdige Patriot hatte nämlich dem Nationalmuseum, dessen colossale Räume mit dem dürftigen Inhalt sehr unangenehm kontrastirten, eine bedeutende Anzahl kostbarer Gemälde alter und neuer Schulen zum Geschenk gemacht, wofür ihm von Seite der Akademie das Ehrendiplom zugesandt ward, eine Auszeichnung, die seinem literarischen Ruhm, aus Ungunst gegen das deutsche Sprachelement, gar niemals zu Theil geworden wäre. Die hoffnungsvollsten ungarischen Maler neben dem erwähnten genialen Landschaftler Marko sind wohl Borsas und Lavas in Wien, von denen sich Ersterer besonders durch die vollendetste Technik hervorthut.

Die nationale Grundidee des Schugvereins hat einen neuen Sproß getrieben, indem die patriotische Partei des Adels dahin arbeitet, die gewöhnlich in der Kaiserstadt lebenden Absenten des reichen Magnatenstandes nach Ungarn zu ziehen, wodurch die Entwicklung des hiesigen Lebens, das allzu kaufmännisch (?) ist für ein Land, in dem die Aristokratie vorherrscht, eine entsprechende Physiognomie erhalten dürfte und das Volksbewußtsein (?) durch die Gegenwart seiner Führer nicht wenig an Stärke und Entschiedenheit gewinnen würde. Schon sollen sich 34 bedeutende ungarische Familien, den Grafen Bathiany an der Spitze, anheischig gemacht haben, noch in diesem Jahre Wien zu verlassen und ihre Häuser in Pesth zu beziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Wien diese Demonstration in mehr denn einer Beziehung sehr ungerne sehen wird, allein eben so sicher stellt sich der Nutzen dar, welchen man hier und selbst die Bethelligten durch diesen Umzug in die Heimath gewinnen müßte.

II.

Aus Wien.

Die Bewegungen zu Rumini und ihr Einfluß. — Oesterreichische Besatzungen in Italien. — Tod des Grafen Bailli von Tatischeff. — Russische Leibeigenschaft. — Denkmünze. — Verhertigung der Censur. — Bäckerauflauf. — Baron Dietrich.
— Ein freundschaftlicher Prozeß.

Die Nachricht von der Bewegung zu Rumini hat bekanntlich eine starke Rückwirkung auf den Stand der Papiere auf der hiesigen Börse geäußert; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß solche Zeitungen, von welchen jeder Vernünftige recht gut weiß, wie wenig von ihnen eine Trübung der politischen Verhältnisse Europa's zu fürchten siehe, auf den Cours der Staatspapiere keinen Einfluß haben und ihre Macht sich beding-

lich auf die Aktienpapiere beschränkt, mit welchen ein arger Schwindel getrieben wird. Diesem kann kaum durch irgend eine Maßregel der Regierung gesteuert werden, wenn auch die Beschränkung des Credits der großen Bankhäuser bei der Nationalbank in Folge einer Anordnung des Hofkammerpräsidenten Baron Kübeck vor der Hand einen wohlthätigen Rückgang der ins Blaue betriebenen Geschäfte bewirkt hat und auf der andern Seite durch die Bestimmung, daß bis zum Jahre 1850 keine neue Eisenbahnkonzession erteilt werden soll, die Quelle jener haltlosen Spekulationen verstopft wird, deren Begünstigung ohne Zweifel in kurzer Frist der Industrie und dem vielen Handel die so nothwendigen Capitalien entzogen haben würde. Wie traurig muß es aber mit der Lage von Leuten stehen, deren Glückszustände von der tumultuarischen Laune einer fremden Volksmasse abhängig sind, und für die ein Raufhandel bei Ballspiel im Kirchenstaat so verderblich sein kann! Denn darin stimmen alle Nachrichten vollkommen überein, daß die Unruhen sehr kleinlicher Natur gewesen sind, und selbst im schlimmsten Falle ist ein italienischer Aufstand für den allgemeinen Frieden so bedeutungslos, daß die Nachricht davon höchstens ein paar österreichische Lieutenants in Aufregung bringen könnte, welche auf eine wohlfeile Art das schöne Italien durchziehen möchten.

Oesterreich hält jetzt nach der Räumung von Bologna nur noch die Citadelle von Ferrara und die Festung Comachio am Po besetzt. Die Garnison in Ferrara ist bloß auf die Citadelle beschränkt und in der Stadt selbst sind päpstliche Truppen, meist Schweizer, stationirt. Comachio ist zugleich ein Brückenkopf am Po und verdient in dieser Beziehung ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, indem es den Schlüssel von Oberitalien bildet. Doch ist es dergestalt von der Natur besetzt, daß an eine Bezwingung unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht zu denken, und im Jahre 1815 wurde dieser Platz von einem Lieutenant mit geringer Mannschaft gegen die italienische Armee unter Murat vertheidigt; denn auf drei Seiten umspült die See die Festungswerke, und die Lagunen machen die Annäherung von Kriegsschiffen unmöglich. Die Besatzung hat bloß gegen einen innern Feind zu kämpfen, der ihre Reihen unablässig lichtet, ohne daß er mit bewaffneter Faust zu besiegen wäre. Dieser furchtbare Feind ist das Fieber, welches besonders in dem Sommermonaten hier wüthet und die gesündesten Männer in wenig Stunden auf das Leichenbrett streckt. Das Wasser muß auf Fahrzeugen vom festen Lande herbeigeschafft werden, will man nicht eine allgemeine Sterblichkeit herbeiführen, und die bössartige Seuche hat in etwas nachgelassen, seitdem man die Vorsicht gebraucht in die Mauern dieses gefürchteten Platzes nur solche ungarische Truppen zu legen, deren Werbezirk in die sumptigen Niederungen des moorreichen Donaulandes fallen, und die dem-

nach an die mephitischen Dünste der Sumpfluft von Jugend an gewöhnt sind.

Vor einigen Tagen starb der ehemalige russische Botschafter am hiesigen Hofe, Graf Bailli von Tatitschew, welcher seit Jahren hier als Privatmann lebte und welcher bei den bedeutenden Verbindungen, die er aus früherer Zeit unterhielt, ohne Zweifel der russischen Regierung und dem jetzigen Gesandten, Grafen Medem von großem Nutzen war. Man erinnert sich des Vorfalls mit dem kleinen Negerknaben, den der Graf einst unter der hiesigen Aristokratie ausspielen wollte, doch die Sache wurde ruchbar und die Lotterieliste wurde mit Beschlag belegt, in- desß der Graf die Weisung erhielt, daß auf österreichischem Boden keine Menschen verlooßt werden dürfen. Ueberhaupt gerathen die hier verweilenden vornehmen Russen, an die Sitten und Gesetze ihres Landes gewöhnt, nicht selten mit den Paragraphen des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches in sehr unangenehme Konflikte, wozu vorzüglich das Verhältniß ihrer leibeigenen Diener Veranlassung gibt, indem die hiesigen Gesetze dieses Verhältniß nicht anerkennen und mithin auch nicht beschützen. Darum gebrauchen die meisten Russen vor ihrem Eintritt in Oesterreich die Vorsicht mit ihrer leibeigenen Dienerschaft, wenn sie schon solche mitnehmen wollen, einen für die Dauer ihrer Abwesenheit aus Rußland giltigen Vertrag abzuschließen, wodurch dieselbe an ihre Person gefesselt bleibt, bis zur Rückkehr in die Heimat. Ich erinnere mich vor einiger Zeit in einer der hiesigen Zeitschriften für Rechtsgelahrtheit einen Fall besprochen gelesen zu haben, wo ein solcher Leibeigener in Folge schlechter Behandlung in Wien, den Dienst seines Herrn verließ, ohne daß ihn dieser auf diesen Grund hin reclamiren konnte. Doch da sich der Verlassene der Landessprache unkundig, ohne Beschäftigung herumtrieb und in den Gasthöfen Schulden machte, so ward er von Seiten der Polizei als Waga bund in seine Heimat mittelst Schub zurück befördert, wo ihn freilich kein freundlicher Empfang erwarten mochte.

Die Graphik beginnt sich bei uns in der jüngsten Periode sehr lebhaft zu regen und das k. k. Hauptmünzamt besitzt eine beträchtliche Anzahl junger Talente, denen es auch nicht mehr an Gelegenheit zu mangeln scheint, um ihre Kunst öffentlich zu erproben. So haben eben wieder die Graveure Roth und Ehard zwei Denkmünzen verfertigt, welche ein rühmliches Zeugniß ablegen von der Streb- samkeit dieses Kunstzweiges. Beide vortheilhaften Momente des industriell-politischen Fortschrittes, indem die eine dieser Medaillen die große österreichische Industrieausstellung im Mai und die andere die Eröffnung der nördlichen Staatseisenbahn im August dieses Jahres zum Vorwurfe hat. Die materiellen Interessen sind gegenwärtig leider die einzigen, welche solche Momente des Fortschrittes aufzuweisen haben, deren sich die illustrirende Kunst mit Erfolg bemächtigen kann. Einer

Denkmünze auf die Publication eines zeitgemäßen Censurgesetzes dürfte wohl nicht sobald genügt werden.

In dem unmittelbar vor den Linien Wiens auf der Straße nach Schönbrunn gelegenen Orte Fünfhaus entstand unlängst ein Tumult, der das Einschreiten der bewaffneten Macht nöthig machte. Man muß wissen, daß die hiesige Bäckerzunft die Mehgerinnung noch an Habsucht und Reichthum weit übertrifft; nicht genug daß sie die Sakung des Brodes durch künstliche Mittel hinauf zu treiben wissen, entblöden sich diese Leute nicht, das Brod noch kleiner zu backen, als es sein soll und leider ist die Bestechlichkeit der magistratischen Agenten, welche mit der Prüfung des Gebäcks beauftragt sind, so groß, daß das Opfer einiger Zwanziger von Seiten des Bäckers hinreicht, um seinem Betrug volle Straflosigkeit zu sichern. Wenn daher nach der Rückkehr des Bürgermeisters Szapka irgend eine Maßregel in Betreff der Fleischerzunft getroffen werden sollte, so möge man ja nicht die Bäcker vergessen, denn hier ist eine Abhilfe mittelst Auflösung des Zunftmonopols noch weit dringender, als in Bezug auf die Fleischpreise, indem Brod selbst für den Bettler nothwendig ist, während der Genuß des Fleisches immerhin mit einem gewissen Grad von Wohlstand verbunden und darum fast einer minderen Aufmerksamkeit würdig erscheint. Die Bäcker haben die hohen Preise vor der Behörde durch die Hindeutung auf die hier übliche Sitte den Kunden allwöchentlich eine Draufgabe und zu den größten Feiertagen des Jahres ein außergewöhnliches Lurusgebäck zu verabreichen, zu rechtfertigen gesucht, worauf ihnen die Weisung zukam in Zukunft lieber diesen gewohnheitsmäßigen Tribut einzustellen, und dafür größeres Brod zu backen. Nun haben zwar die Bäckermeister den erstern Theil des obrigkeitlichen Winkes allsogleich begriffen und gewissenhaft vollzogen, aber der Nachsatz, wodurch der Vorderatz bedingt wurde, hat bis jetzt von den Meistern keine Berücksichtigung gefunden. Zu den Wenigen, welche sich die Sache zu Herzen nahmen, und pünktlich ausführten, gehörte auch der Bäckermeister in Fünfhaus, dessen Brodbacken der Gegenstand des Pöbelangriffes war; denn charakteristischer Weise fand hier ein Aufstand Statt, dessen Veranlassung nicht etwa in dem Mindergewicht des Brodes bestand, sondern im Gegentheil in dem Uebergewicht desselben. Die Zunftgenossen des Angegriffenen waren nämlich nicht wenig darüber erbozt, daß er sich herausnahm sein Brod größer zu backen, als dies die Sakungspreise vorschrieben und der außerordentliche Zulauf, der ihm in Folge dessen zu Theil wurde, fügte ihnen den empfindlichsten Schaden zu. Aus Rache wußten sie dem großmüthigen Spekulanten eine solche Masse von Kunden ins Haus zu schieben, daß selbst die angestrengteste Arbeit der Anforderung nicht genügen mochte, und nun verübten Die, welche nicht befriedigt werden konnten, den ärgsten Unfug und in wenig Mi-

nuten schwoh der tobende Haufe zu einem Schwarm von 2000 Menschen, vor denen sich die anrückende Husarenpatrouille unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Ein Hofwagen, in dem ein Erzherzog ins Theater fahren wollte, kehrte beim Anblick dieser Menschenmasse wieder um und fuhr nach Schönbrunn zurück. Inzwischen rückte ein Detaschement Cavallerie unter Anführung eines Offizieres gegen die Ruhestörer heran, und nur der Besonnenheit und der Unerfrockenheit dieses Mannes hat man es wahrscheinlich zu danken, daß die Sache ohne Unglück abließ, denn der Offizier ritt auf die Leute zu und sprach sie freundlich an, worauf sich die Menge bald in Ruhe zerstreute. Doch streiften zahlreiche Cavalleriepatrouillen bis nach Mitternacht in den Straßen, um die Wiederholung ähnlicher Scenen zu verhüten, was auch vollkommen gelang.

Am 2. Oktober fand die Vermählung des Fürsten Sulkowsky, Herzogs von Bielsitz, mit der einzigen Tochter des Baron Dietrich Statt. Der Baron Dietrich war früher ein Großfuhrmann und ist erst nachträglich baronifirt worden. Die Nachschübe zur Zeit der französischen Kriege und manche andere wohlgelungene Speculation haben ihn zum steinreichen Mann gemacht und jetzt gilt Baron Dietrich für den reichsten Privatmann in Wien und sein Vermögen wird auf 12 Millionen Gulden Conv. Münze geschätzt. Dabei besitzt er eine leidenschaftliche Neigung für das Theaterwesen und man weiß, daß nur durch seine finanziellen Mittel der Ankauf des Theaters an der Wien für den Direktor Pokorny möglich war. Auch hat sich Baron Dietrich seit vielen Jahren in seinem Palais ein recht artiges Haus-theater herstellen lassen, auf dem regelmäßig alle Woche einmal von einer Gesellschaft Dilettanten kleine Stücke zur Aufführung gebracht werden; in früheren Zeiten spielte der Baron gewöhnlich selbst mit, jetzt begnügt er sich wohl mit dem Arrangement und mit dem Anschauen der Leistungen. Die meisten seiner Beamten sind Schauspieler. Bei dieser Gelegenheit will ich zugleich einer Anekdote erwähnen, welche unglaublich scheinen mag, für deren Wahrheit ich mich aber völlig verbürgen kann. Baron Dietrich hat nämlich in Ulm einen Geschäftsfreund, dessen Namen ich verschweigen will, der sein bedeutendes Vermögen lediglich dem Antheil verdankt, den ihm der Baron bei seinen Unternehmungen gönnte. An diesen alten Freund schrieb nun der Baron vor längerer Zeit in einem Anfall von Trübsinn einen Brief, worin er ihn dringend einlud ja recht bald nach Wien zu kommen, wo er ihm eine glänzende Aufnahme zusagte, damit sie sich einige Monate gegenseitigen Umganges erfreuen und vergangener Tage erinnern könnten. Der Freund ließ sich nicht lange bitten und ehe noch der Mond voll war, hielt der Postwagen vor dem Hause des gastlichen Freiherrn, der ihn freundlich aufnahm und ein halbes Jahr köstlich bewirthete und für dessen Zerstreung sorgte. Endlich erfolgte die

schmerzliche Trennung und der Baron hatte kaum den Kummer des Abschiedes verwunden, als er ein Schreiben aus Ulm empfing, worin ihm der Freund ganz kurz anzeigte, wie er hoffe daß selbiger keinen Anstand nehmen werde, da er nur auf dessen dringende Einladung die Reise gethan und in der Zwischenzeit in seinem Geschäfte in Folge seiner Abwesenheit beträchtlichen Schaden gelitten, die Summe von 10,000 fl. als Entschädigung an ihn auszus zahlen. Der Empfänger war nicht wenig betroffen ob der seltsamen Forderung, welche ihm denn doch nicht ganz billig erschienen sein muß, weil, wie ich höre, diese Entschädigungsforderung zu einem Prozeß der beiden zärtlichen Freunde geführt hat, in dem es sich zeigen soll, wie theuer in gewissen Fällen eine Anwandlung sentimentaler Erinnerung kommen kann.

III.

Fürstliches Reisen.

Unser Tagebuch ist, wie überhaupt Tagebücher sein müssen, nicht ein trockener Bericht über die laufenden Ereignisse, sondern eine Analyse raisonnée. In den Tagebüchern von Privatpersonen kommt es wohl vor, daß sogar die Analyse oder das Raisonnement allein stehen, indem der Betheiligte vergißt oder unnöthig findet, das Ereigniß, welches ihm zu Betrachtungen Anlaß giebt, namentlich einzutragen. Bei politischen Tagebüchern, die öffentlich geführt werden, dürfte ein gleiches Verfahren, das freilich da nicht von selbst und unwillkürlich entstehen wird, unter Umständen doch practisch und deshalb nicht zu verschmähen sein. Manches Raisonnement ist schon vor Alters gemacht worden, das man in seinem Tagebuche nur abzuschreiben hätte, um darin wie in einem Spiegel den Widerschein gegenwärtiger Bedürfnisse und Anforderungen zu erblicken. Wie viel nützliche Reflexionen vermodern im Schutte der Bibliotheken, Reflexionen, deren Anwendung auf den Augenblick unsägliches Gute stiften könnte, wenn nur nicht wieder immer das gute Alte ungelernt und das alte Urge unvergessen bliebe. Der geneigte Leser möge erlauben, daß wir ihm sogleich ein Beispiel liefern.

Der alte ehrliche Johann Georg Büsch sagte vor mehr als fünfzig Jahren in seiner dickleibigen „Abhandlung über den Geldumlauf“, die überhaupt einen Schatz kostbarer Wahrheiten enthält, Folgendes:

„Die Fürsten beruhigen sich zu leicht über den Zustand ihres Landes; sie sind von zu vielen Personen umgeben, deren Vortheil es ist, sie in dieser Beruhigung zu erhalten. Nichts wäre in dieser Hinsicht zuträglicher, als häufige Reisen eines Landesherrn, der — mit eigenen Augen zu sehen und nach dem was auf den Wohlstand des Landes Beziehung hat, zu fragen gelernt hat.“

Seit jener Zeit, da der gute Büsch schrieb, hat man freilich

staatliche Einrichtungen ausgedacht, welche darauf berechnet sind, den Rathschlag des ehrsamten Professors überflüssig zu machen, indem die Ständeversammlungen dem Monarchen das Auge schaffen sollen, mit welchem er das ganze Land bis in die verstecktesten Winkel zu durchspähen vermag, ohne daß er seine Residenz einen Augenblick zu verlassen brauchte; Büschs Rathschlag scheint nur auf absolutistische Monarchien anwendbar. Indessen abgesehen davon, daß wir in unserm Deutschland solche haben, wissen wir doch auch in den übrigen constitutionellen Staaten aus überreicher Erfahrung, wie viel davon abhängt, mit welchen und mit was für Augen der Regent das Land und die Dinge im Lande eben angesehen habe. Es möchte daher noch immer nicht überflüssig sein, daß Fürsten reisten, die nicht zu reisen pflegen, und daß Solche, die da reisen, sich das, was Büsch in dieser Hinsicht ferner zu bedenken giebt, bedächten. Denn nachdem er den Fürsten das Reisen anempfohlen hat, setzt er hinzu:

„Nicht solche Reisen, wie sie die Fürsten gern machen, nach langwieriger Zurüstung und vorgängiger Ankündigung des Glückes, das den Provinzen durch den Besuch ihres Landesherren widerfahren soll; nicht Reisen, auf denen der Fürst durch kostbare Ehrenporten in jede Stadt einzieht, nur scheinbare Beweise des Wohlstandes in dem Aufzuge der zu seinem Empfang sich aufpuhenden Unterthanen sieht, nur die Hände zum Küssen ausstreckt, auf die aber keine Thräne des bedrückten Unterthanen fallen darf, und von welchem das endliche Resultat ein langweiliger Zeitungsartikel ist, der von lauter Freude der Unterthanen redet, wenn gewiß keine Thräne des Nothleidenden abgewischt und keine Quelle gegenwärtiger oder kräftiger Noth verstopft ist. Nein, solche Reisen, wie sie Joseph und Friedrich II. machten, ohne Zurüstung, mit Zurücklassung aller Pracht des Hofes, oft überraschend für denjenigen, der den Unterthan, seinem Fürsten unwissend, zu drücken wagte und mit einem auf alles, was den Wohlstand des Volkes betrifft, ernsthaft und anhaltend gehefteten Blick.“ —

In einer Anmerkung sagt Büsch über die Reise Catharins II. von Petersburg nach Laurien. „Für diese Reise waren, ehe sie angetreten ward, zehn Millionen Rubel bestimmt, mit welchen man jedoch nicht ausreichte. Catharine reiste an den Fällen der Dniepr vorüber; ob sie sie gesehen hat, weiß ich nicht. Aber zehn Millionen Rubel möchten vielleicht zugereicht haben, einen Kanal neben jenen Fällen auszuführen, und dem Reiche diesen großen Strom recht brauchbar zu machen. Catharina dachte hieran nach ihrer Reise ebensovienig, als sie vorher daran gedacht hatte.“

Indessen sieht der wackere Büsch wohl ein, daß auch mit dem Reisen der Fürsten noch nicht genug zu deren Aufklärung über den Zustand des Landes gethan sei. „Noch immer werden Künste genug

angewendet werden, und diese Künste werden immer noch mächtig genug sein, ihm das zu verbergen, was er nicht sehen und nicht hören soll.“ Deshalb empfiehlt nun Büsch „Einrichtungen, durch welche dem Fürsten und seinen verständigen Rathgebern genaue Berichte von dem Zustande des Volkes verschafft werden.“

Nun, dergleichen Einrichtungen bestehen bei uns, und in einigen deutschen Ländern sind sie sogar bis zu einem höchst vollkommenen Mechanismus aufs sinnreichste ausgebildet. Aber wie geht es mit solchen Berichten zu? In ruhigen Zeiten werden aus dem ersten Material, welches dem Augenschein und Zeugenaussagen seinen Ursprung verdankt, in den verschiedenen Distrikten verschiedene Berichte je nach der Geschicklichkeit des Bearbeiters mehr oder minder zutreffend und belehrend geformt; aus diesen Berichten wird ein Generalbericht zusammengestellt, über den Generalbericht etwa von den obersten Staatsdienern berathen und endlich über das Resultat dieser Berathung ein kurzer Bericht dem Landesherrn eingereicht, ein Bericht, der endlich so dünne geworden, daß das was ein Bild des im Lande herrschenden Zustandes sein sollte, nichts weiter als eine schöne, reine, spiegelhelle, mit einigen regelmäßigen und dem Auge wohlgefälligen Figuren verzierte Platte ist. In unruhigen Zeiten dagegen entsteht ein Bild wie auf einer daguerrotypischen Platte, welcher die Camera obscura nur Umrisse schnell sich weiter bewegender Gestalten überliefert hat, ein schauerliches Chaos verworrener Lineamente und bedrohlicher Zeichen.

Also reisen oder nicht reisen? Berichte fordern oder keine? Reisen und Berichterstattung mit einander verbunden oder was und wie?

Ich weiß nicht. *Equidem vero censeo*, daß Leute die nicht selbst sich einrichten und nicht sich selbst zu helfen wissen, bei Gott und der ganzen Welt keine Hülfe finden können, und wenn alle Fürsten Engel und deren „verständige Rathgeber“ eitel Salomone wären.

G. J.

IV.

Notizen.

Die Taucher, keine Ballade. — Des Deutschen Vaterland. — Beengung und Erweiterung des Schriftstellerstandes. — Berichtigung aus Prag.

Die russischen Juden auf der Leipziger Messe erzählen folgende Thatsache: Bekanntlich dienen viele jüdische Matrosen auf der russischen Flotte. Bei einem der letzten großen Seemannöver, welche in Gegenwart des Kaisers abgehalten wurden, erregten zwei Matrosen durch ihre Geschicklichkeit beim Manövriren und ihre Kühnheit bei den nautischen Spielen den Beifall des Kaisers in so hohem Grade, daß er sie sogleich, den einen zum Schiffslieutenant und den andern zum

Capitain erhob. Da nahte sich der befehlige Contreadmiral und machte bescheiden aufmerksam, daß die Beiden Juden seien. Nicolaus wollte sein Wort nicht zurücknehmen, forderte aber die zwei neuen Officiere auf, zur griechischen Kirche überzugehen. Auf das Verstummen der Beiden fuhr sie der Kaiser unwillig an, worauf die Zwei nach einigen leise gewechselten Worten den Kaiser baten, ihm zuvor noch ihre ganze Geschicklichkeit im Tauchen zeigen zu dürfen, um seiner Gnade sich recht verdient zu machen. Auf ein bewilligendes Zeichen faßten die beiden Männer einander um den Leib, sprangen in's Meer und — kamen nicht wieder zum Vorschein.

— Was ist des Deutschen Vaterland? Wo ist Preußens Hauptstadt? Biedermann's Monatschrift und Herold werden in Preußen verboten — und aus Berlin und Breslau verlautet nichts darüber — aber in Münster macht die Behörde die Maßregel in den Zeitungen bekannt. Ist Münster tiefer in die Geheimnisse des preussischen Ministeriums eingeweiht, als die übrigen preussischen Städte?

— Während man von oben herab in letzterer Zeit den Schriftstellerstand mehr als je beengt und seinen einzelnen Mitgliedern in den deutschen Städten die Gastfreundschaft gekündigt wird, drängen sich fortwährend aus allen Klassen der Gesellschaft neue Freiwillige zu seinen Fahnen; selbst Männer, die auf andern Gebieten der schönen Künste einen bereits gesicherten ehrenvollen Namen sich erobert haben, greifen zur Feder, um auf dem schriftstellerischen Gebiete im Wettrennen mitzukämpfen; Maler und Musiker schieben zwischen Palette und Piano das zeilenschwangere Dintensaß hin, und nun kommen sogar die Schauspieler und vertauschen die Luft ihrer Nothschminke auf den Wangen mit den ersten schwarzen Galläpfelstücken an den Fingern. Da liegt eine bei Otto Wigand so eben erschienene Schrift: „Aus dem Tagebuche eines alten Komödianten“ vor uns; flüchtige Blätter, die, aneinandergereiht, durch keinen rothen Faden verbunden werden, als durch den einer gemüthvollen und doch heitern Individualität. Styl und Anschauungsweise verrathen überall den naiven Oesterreicher, den schriftstellerischen Dilettanten. Und doch steht dieses Tagebuch mitten in der Zeit und streift mit seinen flüchtigen Flügeln die leichte Decke von mancher Wunde ab, an der unsere socialen Zustände krankten. Der alte Komödiant — der übrigens erst ein Mann von einunddreißig Jahren ist — ist viel gereist, hat viel gesehen, viel erlebt. Es ist Franz Wallner, der gemüthreiche Komiker, den so viele deutsche Städte von der Bühne herab kennen, der so viele angenehme und erquickliche Abende Tausenden bereitet. Dieses Tagebuch ist eigentlich eine geschriebene Fortsetzung der gespielten Genrestücke. Wir wissen nicht, ob Wallner diese schriftstellerischen Cabinetstücke wirklich am Tage schreibt, aber es sind Schmerzenslaute inmitten dieser heitern Töne, welche die Nachtseite des Lebens berühren, wie in jenen Kai-

mundischen Stücken und Charakteren, wo unter der lustigen Kappe des Scherzes oft ein paar thranende Augen hervorblicken. „Der arme Jofsy“, „die aufgefundenen Blätter aus dem Tagebuche zweier Bühnenkünstler“.

— In Bezug auf unsere letzte Correspondenz aus Prag (in Nr. 37) kommt uns von dort folgende Reclamation zu: Die Ursachen, die ein hiesiger Correspondent der Grenzboten für den — leider Gott allerdings mangelhaften — Betrieb der Prag = Olmüzer Bahn angibt, sind keineswegs richtig. Eine Bahn kann in der Ausführung keine Radien haben, die nicht planmäßig projectirt sind. Alle Radien, die die Bahn hat — jede Eisenbahn hat deren, aber gewiß nicht mehr als unumgänglich und unvermeidlich nöthig — können daher vernünftiger Weise durchaus nicht dem Ausführer des Baues zur Last fallen, der nur der Richtung folgen kann, die das von den Ingenieuren entworfene Project — im vorliegenden Falle also die Regierung — vorschrieb. „Die Pächter haben zur Kostenverleicherung anstatt großer Durchstiche die Bahn auf Umwege geführt“ ist daher ein im Allgemeinen schon ganz irriger Vorwurf, da kein Baupächter die Richtung einer Bahn ändern kann. Im vorliegenden Falle aber muß noch zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß die Richtung und Führung der Bahn — also das Project der Ingenieure — alle Anerkennung verdient. Denn wenn schon die Bahn von Prag nach Wien an die Nordbahn sich anschließen mußte, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Schwierigkeiten des sehr cupirten und rasch wechselnden Terrains im Projecte mit großer Genialität und in der Ausführung Seitens der Bauführer mit lobenswerther Sorgfalt und Umsicht überwunden wurden. — Die erwähnten Angaben Ihres Correspondenten sind daher dahin zu berichtigen: daß die Ursachen des bisherigen mangelhaften Betriebs durchaus nicht im Baue der Bahn zu suchen, da die Baupächter sich genau an die projectirten Pläne gehalten, die vorgezeichneten „Radian“ und „Durchschnitte“ so wie alles andere genau nach Vorschrift ausführten.

— Von Ludwig August Frankl, dem Redacteur der Wiener Sonntagsblätter, erscheint endlich das längst angekündigte Epos: „Don Juan von Oesterreich“ bei F. F. Weber in Leipzig. Ein anderer österreichischer Dichter, Moriz Hartmann, hat ein idyllisches Drama vollendet: „Das Dorf.“ Ob man es in Wien auf dem Burgtheater aufführen wird? Die so eben erschienene zweite vermehrte Auflage von „Keltch und Schwert“ ist in Wien kein Empfehlungsschreiben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.